

2 Theoretischer Hintergrund

Varianz als Phänomen der Schreibung und Rechtschreibung trat vor allem seit der Reform (1996) bzw. noch stärker seit der Revision der Reform (2006) ins fachwissenschaftliche Interesse und öffentliche Bewusstsein. Die Äußerungen dazu zeigen meist, dass orthographische Varianz als Problem wahrgenommen wird, als Störfall der normalerweise eindeutig geregelten Schreibweisen von Lauten, Worten oder Wortgruppen. Unter orthographischer Varianz wird zunächst ganz rudimentär das „Nebeneinander unterschiedlicher Schreibweisen“ (Gallmann 2004: 38) verstanden. Eine weitergehende Diskussion der verschiedenen Konzeptionen von orthographischer Varianz sowie eine Präzisierung des Begriffs folgt in Kapitel 3.

In der vorliegenden Arbeit soll orthographische Varianz in einem umfassenden Kontext untersucht werden, wobei sowohl der kollektive als auch der individuelle Umgang mit der Varianz interessiert. Diese Unterscheidung wurde von Glück schon vor über 20 Jahren für Literalität im Allgemeinen formuliert (Glück 1987: 12):

Unter Schriftlichkeit ist zweierlei zu verstehen: einerseits ein gesellschaftlicher Zustand, der durch die Analyse eines Kanons und der ihn begründenden Wert- und Normvorstellungen beschreibbar ist, andererseits eine individuelle Fähigkeit, die es den einzelnen Mitgliedern der betreffenden Gesellschaft erlaubt, sich in diesem Prozess der Schriftlichkeit funktional mehr oder weniger angemessen zu bewegen, sich literal zu verhalten.¹

Diese umfassende Sichtweise verlangt nach verschiedenen orthographie-theoretischen Zugängen, die in diesem Kapitel vorgestellt werden sollen. Dabei wird Orthographie nicht nur als strukturelle Eigenschaft der Schriftsprache oder als eine sprachformale Anforderung an Texte verstanden, sondern darüber hinaus sowohl unter sozio-kulturellen, kognitiven als auch subjektiven Aspekten betrachtet. Damit wird Orthographie einerseits aus der Perspektive der Textproduktion in einem Handlungsmodell des Schreibens eingebettet, das über eine Vorstellung von Schreiben als reine Fertigkeit oder Technik hinausgeht, analog etwa zu Feilke (2011) mit seiner Unterscheidung zwischen Struktur-, Handlungs- und Kulturaspekten literaler Kompetenz oder zu Wrobel (1995: 21), der davon ausgeht, dass für Schreibhandlungen „kognitive, sprachliche und sozial-kommunikative Faktoren gleichermaßen eine Rolle spielen.“

Die kognitive Dimension – bei Feilke (2011) der Handlungsaspekt – zielt auf den Schreibprozess und die dabei ablaufenden kognitiven Prozesse. Dies

¹ Der Begriff „gesellschaftliche Zustand“ wird von Glück an anderer Stelle präziser mit „dynamischer Prozess“ umschrieben Glück (1987: 13).

wird seit den frühen 80er-Jahre oft unter der Perspektive von Schreiben als Problemlösen betrachtet (Flower/Hayes 1981; Bereiter/Scardamalia 1987). Die sprachliche Dimension von Schreiben – entspricht dem Strukturaspekt bei Feilke (2011: 4) – bezieht sich auf die Verwendung der geschriebenen Sprache, dies umfasst schriftsprachliche Mittel und Formen ebenso wie die Einhaltung der Normen der geschriebenen Sprache. Unter der sozialen Dimension wird die Tatsache gefasst, dass Schreiben Teil einer sozialen Interaktion ist, vgl. Wrobel (1995: 18–20) nach Nystrand (1989), und somit immer in soziale, aber auch kulturelle Zusammenhänge eingebettet ist; sie soll nachfolgend treffender als sozio-kulturelle Dimension bezeichnet werden.

Hinzugefügt werden müsste noch eine Dimension, die hier die subjektive Dimension genannt wird und welche die habituelle und okkasionelle Schreibmotivation, die Emotionen, die Schreibende generell mit dem Schreiben und einem konkreten Schreibprozess assoziieren, sowie das Selbstkonzept als Schreiber bzw. Schreiberin umfasst, zusammenfassend dargestellt in Pajares (2003). Orthographie aus der Perspektive der Textproduktion wird also in ein mehrdimensionales Modell von Schreibhandeln eingebettet, das eine sprachlich-kommunikative Dimension, eine kognitive Dimension, eine sozio-kulturelle Dimension sowie eine subjektive Dimension umfasst.

Andererseits wird Orthographie in einem umfassenden gesamtgesellschaftlichen Modell der Schriftlichkeit oder Literalität eingebettet (Glück 1987: 118):

[...] ein umfassendes Modell der geschriebenen Sprachform [darf] nicht beschränkt werden [...] auf ein Modell seiner inneren, linguistischen Struktur, sondern [muss] ergänzt werden [...] durch Modelle über äußere Einflussfaktoren, also gesellschaftliche, politische, juristische, religiöse usw. Faktoren, die auf Schriftsysteme, ihre Entwicklung und vor allem ihre Verwendung einwirken.

Dieses Literalitätsmodell steht in weiten Teilen der angelsächsischen Forschungstradition der *New Literacies Studies* nahe, vgl. etwa Barton (1994), Papan (2005); Prior (2008), wurde allerdings bis anhin zu Unrecht eher selten für orthographische Forschungsfragen berücksichtigt. Die Ausnahme bildet dabei Sebba (2009) und die im Band von Jaffe et al. (2012) versammelten Untersuchungen.

Auf die Orthographie bezogen lassen sich auf diesem Hintergrund verschiedene Forschungszugänge unterscheiden, die im Folgenden skizziert werden sollen:

- Systemperspektive: Orthographie als Teilsystem des (Schrift-)Sprachsystems, wobei für diese Untersuchung nur das Sprachsystem der Standardsprache berücksichtigt wird;
- Sozio-kulturelle Perspektive: Orthographie als Teilpraxis der literalen Praxis einer Gemeinschaft bzw. eines Individuums;
- Diachrone Perspektive: Orthographie als ein sich über die Zeit entwickeltes Produkt der literalen Praxis und Reflexion einer Sprachgemeinschaft;

- Kognitive Perspektive: Orthographie als Teilbereich des schriftsprachlichen Wissens und der Schreibkompetenz eines Individuums (mentale Repräsentationen) operationalisiert als Teil der Textqualität eines Textproduktes sowie als Teilprozess im individuellen Schreibprozess.

Es ist nicht anzunehmen, dass eine dieser Perspektiven exhaustiv das Phänomen der orthographischen Variation zu beschreiben mag, fokussieren sie doch je andere Aspekte der Orthographie. Folglich sind alle vier Perspektiven im Rahmen dieser Arbeit bedeutsam und deren Grundbegriffe sollen nachfolgend mit Blick auf die orthographischen Varianten geklärt werden.

2.1 Orthographie als Teilsystem des Sprachsystems

Orthographie kann als Teilsystem des (Schrift-)Sprachsystems beschrieben und in dieser Eigenschaft auf ihre strukturellen Eigenschaften hin untersucht werden. Unter Sprachsystem wird hier nur das Sprachsystem der Standardsprache gefasst, es wäre theoretisch aber auch denkbar, dies auch auf die Verschriftung von (Sub-)Varietäten auszudehnen, wie dies heute etwa in *Computer Mediated Communication* praktiziert wird.

Konventionellerweise wird das orthographische System in folgende Teilbereiche gegliedert, vgl. dazu etwa das Amtliche Regelwerk (2006), wobei die Interpunktion nicht immer darunter gefasst wird:

- Laut-Buchstaben-Beziehungen (Phonem-Graphem-Korrespondenzen) bzw. Buchstaben-Laut-Beziehungen (Graphem-Phonem-Korrespondenzen)
- Groß-/Kleinschreibung
- Getrennt-/Zusammenschreibung
- Schreibungen mit Bindestrich
- Zeichensetzung (Interpunktion)
- Worttrennung

Wenn von Orthographie als Teilsystem des Schriftsprachsystems die Rede ist, gilt es einige grundlegende Positionen und Aspekte auseinanderzuhalten.

2.1.1 Autonomie- versus Dependenz-Hypothese

Die Frage, ob die geschriebene Sprache als autonomes oder von der gesprochenen Sprache abhängiges System zu konzipieren sei, steht im Kern der meisten orthographietheoretischen Auseinandersetzungen, dazu unterscheiden sich auch die Forschungspositionen erheblich, vgl. zusammenfassend dazu Dürscheid (2006: 35–42), Neef (2005: 4–8), Gallmann (1985: 1–3) oder ausführlich Glück (1987: 57–110). Dabei lassen sich theoretisch zwei Extrem-

Positionen unterscheiden, die jedoch praktisch kaum in diesen Extremen, sondern nur in verschiedenen Abstufungen erscheinen Neef (2005: 4–8): Die *Autonomie-Hypothese* geht davon aus, dass gesprochene und geschriebene Sprache als zwei Systeme zu verstehen sind, so etwa die Herausgeberinnen des Sammelbands *Schriftsystem und Schriffterwerb* (Bredel/Müller/Hinney 2010) oder Maas (1994). Einer moderaten Form der Autonomie-Hypothese folgt Gallmann (1985), der davon ausgeht, dass „gesprochene und geschriebene Standardsprache als zwei eigenständige, aber aufeinander beziehbare Subsysteme der deutschen Sprache“ zu verstehen sind (Gallmann 1985: 3)². Als Indizien für die Autonomie nennt er u. a. die Tatsache, dass sich nicht all intonatorischen Aspekte verschriften lassen und dass das Schriftsystem seinerseits „graphische Mittel“ entwickelt hat, welche die Darstellung von Dingen erlauben, die in der mündlichen Sprache nicht ausgedrückt werden können, z. B. Tabellen oder dergleichen (Gallmann 1985: 2). Die *Dependenz-Hypothese* hingegen geht davon aus, dass die geschriebene Sprache ein Abbild der gesprochenen Sprache ist, wobei oft die gesprochene Sprache implizit mit „*Sprache an sich*“ (Gallmann 1985:3; Hervorhebung im Original) gleichgestellt wird. Diese Auffassung wird de Saussure, Paul sowie Bloomfield zugeschrieben (Glück 2000: 130). Einer moderaten Form der Dependenz-Hypothese folgt Neef (2005), der in der Schriftsprache keine „Abbildfunktion“ (Neef 2005: 6) sieht sowie ganz grundsätzlich die „Dichotomie von Autonomie und Dependenz“ als wenig fruchtbar erachtet (Neef 2005: 8). Er sieht als „Kernfunktion von Schriftsystemen“ das „Rekodieren“, die „Rekonstruktion des durch diesen Code vermittelten zugrundeliegenden Codes des Sprachsystems“ und schlägt deshalb das „Rekodierungsmodell“ vor (Neef 2005: 7).

Die Extremposition der Autonomie-Hypothese ist insofern zu verwerfen, als wohl niemand bestreiten kann, dass es in einer Alphabetschrift systematischen Bezüge zwischen Schriftzeichen und Phonemen gibt. Eine Extremform der Dependenzform ist ebenso zu verwerfen. Dass die geschriebene Sprache nicht nur die lautliche Form der Sprache in materielle Zeichen überführt, die dann im Leseprozess wieder in ihre lautliche Form zurückgeführt werden, dürfte schon daran einfach zu erkennen sein, dass nicht alle Schriftsysteme Laute oder Silben verschriften wie die Alphabet- oder Silbenschriften, sondern auch sogenannte Logogramme, d. h. Lexemschreibungen in logographische Schriften wie größtenteils das chinesische oder sumerische Schriftsystem.

² Wie eingangs schon erwähnt, bleiben an dieser Stelle Schreibformen ausgeklammert, die Mündlichkeit verschriftlichen, wie z. B. die Mundartliteratur, die computerbasierte Kommunikation wie Chat oder informellen E-Mails oder Social Networks, oder gesprochene Sprache, die ein gesprochener Schreibstandard ist, wie zum Beispiel das Vortragen von Vortragsmanuskripten und dergleichen, Gallmann nennt diese Formen „sekundär gesprochene Schreibstandardsprache“ respektive „sekundär verschriftete Sprechstandardsprache“ (Gallmann 1985:3).

In der Frage nach Dependenz versus Autonomie ist eine Betrachtung der diachronen Dimension erhellend – darauf verweisen sowohl Glück (1987: 108/109) wie auch ausführlicher Knoop (1993). Während die geschriebene Sprache im europäischen Kulturraum früher vornehmlich als Vorlage für das Vorlesen/Vortragen diente und somit subsidiär zur gesprochenen Sprache erschien, konnte sie sich mit dem Einsetzen der Sprachreflexion – im deutschen Sprachraum ab dem 18. Jahrhundert mit z. B. Herder oder Adelung – zunehmend von der gesprochenen Sprache lösen und insbesondere durch Normierung und Kodifikation einen eigenen Status erlangen (Knoop 1993). So lässt sich etwa an einem Schriftsystem wie dem deutschen diachron beobachten, dass im Zuge von Grammatikalisierungsprozessen der ursprünglich enge Bezug zur Phonologie durch den Einbezug anderer grammatischen Ebenen wie Morphologie und Syntax konkurrenziert wurde (Glück 2000: 3608).³ Ebenfalls nicht vergessen werden darf, dass sich die heutige geschriebene Sprache im Normalfall – die aktuelle Tendenz in der computerbasierten Kommunikation Dialekt zu verschriften, bleibt hier ausgeklammert – auf ein abstraktes Konstrukt der Standardsprache bezieht, das regionale Varianten nivelliert.

Abschließend lässt sich mit Nerius (2003: 2461) festhalten:

Entwickelte Kultursprachen existieren normalerweise in zwei Ausprägungen: als gesprochene und als geschriebene Sprache. Beide Existenzweisen verfügen als Bestandteile einer Sprache über Gemeinsamkeiten in verschiedenen Teilbereichen, darüber hinaus besitzen sie jedoch bestimmte funktionale und strukturelle Besonderheiten, die sich überdies im Laufe der geschichtlichen Entwicklung durchaus verändern können.

Somit erscheint eine gemäßigte Hypothese in Bezug auf Autonomie/Dependenz als plausibel und wird auch dieser Arbeit zugrunde gelegt, indem von zwei Ausprägungen der Sprache, nämlich einer schriftlichen und einer mündlichen, ausgegangen wird, die sich zwar auf das gleiche Sprachsystem beziehen, aber doch ihrer eigenen Systemlogik folgend über Idiosynkrasien verfügen.

2.1.2 Aufzeichnungs- versus Erfassungsfunktion der Orthographie

Orthographie kann unter der Leser- oder der Schreiberperspektive betrachtet werden. So unterscheidet Nerius (2003: 2463) zwischen einer „Erfassungsfunktion“ der Orthographie, die ein möglichst effizientes Dekodieren der Informationen und gegebenenfalls Überführen in lautliche Strukturen verlangt, und einer „Aufzeichnungsfunktion“, die ein möglichst effizientes

³ Anders jedoch Maas (1994: 4), der davon ausgeht, dass Schriftsysteme seit Beginn der Literalisierung in der westlichen Kultur als Systeme sui generis zu betrachten seien, da die ersten Texte Rechnungsbücher bzw. symbolische Texte gewesen seien, deren Funktion nicht das Verschriften mündlicher Sprache gewesen sei.

Festhalten von Inhalten und Formen ermöglichen soll (Kodieren) und somit leicht handhab- und lernbar sein sollte. Beide Sichtweisen fokussieren je unterschiedliche Aspekte der Orthographie bzw. stellen andere Anforderung an die Orthographie.

Ein Primat der Erfassungsfunktion wird und wurde vor allem von Gegnern der Rechtschreibreform vertreten, z. B. von Ickler (1997: 12), der in der „Orientierung an den Bedürfnissen des Lesers [...den] Schlüssel zum Verständnis der Rechtschreibung und zur Beurteilung der Rechtschreibreform“ sieht. Eisenberg spricht gar von einer „Leseorthographie“, die sich im Rahmen der Herausbildung der „leserorientierten (und zwar am leisen Lesen orientierten) Literalität“ herausgebildet habe (Eisenberg 2006: 138). Auch (Neef 2005) vertritt im Grunde in seiner umfassenden Arbeit zur Graphematik des Deutschen mit seinem Rekodierungsmodell ein auf den Leser fokussiertes Schriftsystem. Und Ossner (2006b: 149) sieht Schreiben und Rechtschreiben vor allem im Dienste des Dekodierens:

Die deutsche Orthographie ist eine, bei der der Schreiber im Dienste des Lesers steht. Worüber der Schreiber (möglicherweise) stöhnt, weil ihm besondere Kenntnisse abverlangt werden, darüber freut sich der Leser, der davon profitiert.

Dies zeige sich insbesondere an folgenden Eigenheiten der deutschen Orthographie: Schemakonstanz (Stammschreibungen), Zusammenschreibung, Großschreibung von Substantiven sowie der Kommasetzung. Ähnlich auch Munske (2000: 60), der in einer Aufarbeitung seiner Mitwirkung an der Reform bzw. seinen Austritt aus der Kommission damit begründet, dass die Reform den Bedürfnissen des Lesers nicht entgegenkomme:

In der jüngeren Entwicklungsgeschichte der Rechtschreibung hat vielmehr eine Funktion vorrangig Bedeutung erhalten: die syntaktische, morphologische und lexikalische Struktur des Deutschen für Leser schnell erkennbar zu machen. Fast alle Kompliziertheiten der Rechtschreibung finden eine Begründung, zumeist auch eine Rechtfertigung in dieser Hauptfunktion. Die Diskussion der Reform spitzte sich zu auf die Frage, wem sie dienen soll – dem Schreiber und Schreibern oder dem Leser? Für Leser gab es kaum Reformbedarf. Vielmehr mußten sie fürchten, aus lang geübten Gewohnheiten gerissen zu werden.

Demgegenüber gibt es m.W. keine theoretische oder praktische Untersuchung, die explizit ein Primat der Aufzeichnungsfunktion von Orthographie vertritt. Diese Position existiert lediglich als eine von den Reformgegnern den Reformern zugeschriebene Position – wenn nicht gar von unterstellter Position gesprochen werden müsste, vgl. z. B. Ickler (1997). Die Aufzeichnungsfunktion tritt lediglich in der Gegenüberstellung und Verbindung auf, z. B. bei Nerius (2003: 2463), der die Herausbildung von Schriftsystemen als Ausbalancieren zwischen den Anforderungen der Aufzeichnungsfunktion und den Anforderungen der Erfassungsfunktion sieht, ähnlich auch bei Rahnenführer (1989: 289/290) oder unter sprachdidaktischer Perspektive bei Augst/Dehn (2007: 24 ff.).

Zu kritisieren gibt es an den Positionen, die ein Primat der Erfassungsfunktion vertreten, dass fälschlicherweise davon ausgegangen wird, dass es für Schreibende das einfachste und effizienteste sei, wenn alle Formen lautgetreu verschriftet würden – als wäre der Schreibprozess lediglich ein Kodieren von lautlichen Strukturen. Dahinter versteckt sich wohl unreflektiert eine extreme Form der Dependenz-Hypothese. Neuere kognitive Untersuchungen können jedoch zeigen, dass im Schreibprozess sowohl das Vorgehen von Kodieren von Lauten in Schriftzeichen (*sublexical process*) als auch das ganzheitliche Abrufen von Wortformen (*lexical process*) gewählt werden können, was als „dual route“ (Zwei-Wege-Theorie) bezeichnet wird, vgl. dazu etwa Tainturier/Rapp (2000: 263 ff.). So argumentieren denn auch Augst/Dehn (2007) in ihrer Einführung in die Rechtschreibung und den Rechtschreibunterricht für die „Zwei-Wege-Theorie“, dass beim Schreiben (aber auch in umgekehrter Richtung beim Lesen) entweder via Abrufen eines Schreib- oder Graphem-schemas (gespeicherte lexikalische Form) oder aber, falls kein Schreibschema abrufbereit ist, via Phonem-Graphem-Korrespondenz eine Schreibung erzeugt wird (Augst/Dehn 2007: 39/40). Konkret bedeutet dies natürlich, dass auch Phänomene wie das Stammprinzip (Schemakonstanz bei Stamm-Morphemen) im Schreibfluss entlastend wirken können und deshalb nicht nur eine Erfassungsfunktion, sondern auch die Aufzeichnungsfunktion wahrnehmen.

Wir können also festhalten, dass es geradezu unsinnig und empirisch nicht fundiert ist, der Orthographie lediglich eine Erfassungs- oder eine Aufzeichnungsfunktion zuzuschreiben; im Gegenteil muss davon ausgegangen werden, dass Orthographie sowohl das Aufzeichnen wie das Erfassen unterstützen soll. Es lassen sich jedoch Eigenheiten der Orthographie, insbesondere auch der deutschen Orthographie, festmachen, die eher das Aufzeichnen oder eher das Erfassen unterstützen. Sie wurden in (Augst/Dehn 2007: 41) zusammengetragen und beinhalten u. a. für das Aufzeichnen die Phonem-Graphem-Korrespondenz und u. a. für die Erfassungsfunktion die Kommasetzung, die unterschiedliche Schreibung von Homonymen wie z. B. *Lied-Lid* (vgl. unten) sowie die Stammschreibung, die jedoch m. E. auch durchaus den Produktionsprozess entlasten kann. Dass diese beiden Perspektiven sich nicht unvereinbar gegenüberstehen müssen, sondern auch äußerst fruchtbar verbunden werden können, zeigt sich weitergehend auch in der optimalitätstheoretischen Arbeit von Wiese (2004), der eine Korrespondenz zwischen phonologischem Input und orthographischem Output sowie eine Korrespondenz zwischen orthographischem Input und phonologischem Output annimmt (Wiese 2004: 313/314).

Die Frage nach der Bedeutung der Aufzeichnungsfunktion versus Erfassungsfunktion ist nicht nur aus einer orthographietheoretischen Perspektive von Interesse, sondern auch hinsichtlich der Konzepte, die orthographischen Entscheidungen zugrunde liegen. Im Rahmen dieser Untersuchung interessierte dann vor allem bezüglich dem Wahlverhalten bei orthographischen

Varianten, ob eher die Erfassungs- oder die Aufzeichnungsfunktion im Vordergrund stehen.

2.1.3 Graphie versus Orthographie

Eine grundlegende Abgrenzung im Rahmen der Betrachtung von Orthographie als Teilsystem des Schriftsprachsystems und insbesondere auch mit Blick auf die Frage nach den orthographischen Varianten ist diejenige in *Graphie* und *Orthographie*. Die Graphematik als Wissenschaft der Graphie beschäftigt sich mit der Erfassung und Beschreibung des Schriftsystems einer Sprache und wird oft – wenn auch nicht ganz adäquat – als schriftsprachliches Pendant zur Phonologie umschrieben, indem die jeweiligen Grundeinheiten Phonem bzw. Graphem analog gesetzt werden, vgl. etwa Dürscheid (2006: 125 ff.), Eisenberg (2005: 66) oder Rogers (2005: 10/11). Mit der Orthographie hingegen werden auf der Grundlage der graphematischen Analyse Normen festlegt und beschrieben. Mit anderen Worten geht es bei der Graphematik darum, innerhalb eines Schriftsystems mögliche Schreibungen mittels Analyse des betreffenden Schriftsystems zu isolieren – dies soll in Anlehnung an Neef (2005: 2) einen „graphematischen Lösungsraum definieren“ genannt werden. Im Gegensatz dazu geht es bei der Orthographie darum, unter den möglichen Schreibungen die richtige auszuwählen und als Norm festzusetzen, d.h. um die Selektion innerhalb des graphematischen Lösungsraums und die Setzung einer Norm (Neef 2005: 10, Dürscheid 2006). Um das mit einem von Neef (2005:10) angeführten, oft zitierten und hier leicht modifizierten Beispiel zu illustrieren: die Lautkette/val/lässt sich innerhalb des deutschen Schriftsystems schreiben als ⟨val⟩, ⟨vaal⟩, ⟨vahl⟩, ⟨wal⟩, ⟨waal⟩, ⟨wahl⟩, aber nicht als ⟨wul⟩, ⟨war⟩, ⟨fal⟩, ⟨schal⟩ oder dergleichen (Groß-/ Kleinschreibung bleibt hier der Einfachheit halber ausgeklammert). Es liegt nun an der Orthographie in diesem Fall festzulegen, dass die korrekte Schreibung für das Säugetier ⟨Wal⟩ und für die Entscheidungsmöglichkeit ⟨Wahl⟩ ist.

Der graphematische Lösungsraum hat sich konventionell herausgebildet und lässt sich deskriptiv beschreiben, orthographische Selektionen werden explizit geregelt (Fuhrhop 2007: 3, Neef 2005: 8) und sind somit präskriptiv. Es handelt sich aber bei der Orthographie nicht, wie dies bei Fuhrhop nachzulesen ist, um „eine willkürliche Normierung“ (Fuhrhop 2006: 1), sondern, wie oben beschrieben, um eine Selektion innerhalb des graphematischen Lösungsraums. Dazu Neef (2005:2/3):

Jede Schreibung, die dazu geeignet ist, in regulärer Weise eine bestimmte Lautung erkennbar zu machen, ist eine graphematisch lizenzierte Schreibung für diese Lautung. Solche Schreibungen bilden den graphematischen Lösungsraum für eine bestimmte Lautung. Wenn dieser Lösungsraum genau ein Element enthält, ist zu vermuten, dass dieses die orthographisch korrekte Schreibung für die fragliche Lautung sein wird. Typischerweise enthält ein solcher Lösungsraum aber mehr als

ein Element. Dann ist die orthographische Komponente des Schriftsystems aufgerufen, aus der Menge graphematisch möglicher Schreibung die konventionell richtige auszuwählen.

Die basalen Analyseeinheiten in der Graphematik sind, wie oben dargelegt, die *Grapheme* oder nach (Gallmann 1985) die *graphischen Elemente*. Die Auffassungen darüber, was als Graphem zu gelten hat, gehen auseinander. Der kleinste gemeinsame Nenner der verschiedenen Ansätze dürfte sein, dass es sich hierbei um „die kleinsten segmentalen Einheiten des Schriftsystems“ handelt (Eisenberg 2005: 66) bzw. um „die kleinsten schreibsprachlichen Struktureinheiten, die sich sowohl *formal* wie *funktional* definieren lassen“ (Gallmann (1985: 10). Grapheme dürfen jedoch nicht mit Buchstaben verwechselt werden; Buchstaben oder Buchstabenverbindungen bilden in Alphabetschriften lediglich die Elemente der Grapheme⁴. Hier zwei Beispiele für Grapheme:

- (1) Das Graphem <a> repräsentiert das Phonem /a/ oder /ɑ: /.
- (2) Das Graphem <sch> repräsentiert das Phonem /ʃ/.

Die Tatsache, dass die unter Beispiel (1) und (2) genannten Grapheme spezifische Phoneme repräsentieren, wird aus der Schreiberperspektive mit dem Begriff *Phonem-Graphem-Korrespondenz* (PGK) gefasst; aus der Leserperspektive mit *Graphem-Phonem-Korrespondenz* (GPK). Orthographische Systeme wie z. B. das Italienische, die eine relativ eindeutige, reguläre Phonem-Graphem- bzw. Graphem-Phonem-Beziehung aufweisen, werden flache orthographische Systeme genannt, Orthographien, die diesbezüglich sehr irregulär sind als tiefe, z. B. das Englische oder Französische; das Deutsche gilt als mitteltiefes orthographisches System, das heißt, dass die GPK bzw. PGK zu einem größeren Teil regulär und transparent sind (Augst 2004: 647).

Den Graphembegriff definitorisch weitergehend und präziser zu fassen, erweist sich als äußerst schwierig, da damit verschiedene theoretische Vorannahmen verknüpft sind. Im Rahmen der Dependenz-Hypothese etwa erscheint das Graphem als „die schriftliche Repräsentation eines Phonems“ (Dürscheid 2006: 129) oder einer Phonemverbindung, das mit Bezug auf das korrespondierende Phonem ermittelt wird, vgl. dazu auch (Günther 1988: 72). Im Rahmen einer extremen Autonomie-Hypothese hingegen ist ein Graphem „die kleinste bedeutungsunterscheidende Einheit der schriftlichen Sprache“ (Günther 1988: 72). Es ist genau dieser Punkt, der die oben erwähnte Gleichsetzung der Graphematik mit der Phonologie fragwürdig erscheinen lässt. Wird das Grapheminventar einer Alphabetschrift analog wie das Phoneminventar nur mittels Minimalpaar-Analyse bestimmt, verstellt dies den Blick auf die Tatsache, dass Grapheme eben doch Phoneme repräsentieren bzw. als Phoneme dekodiert werden können, wenn auch nicht aus-

⁴ Es wird hier darauf verzichtet, noch weitergehend zwischen Graphen, Graphemen und Phonographemen zu unterscheiden, wie dies in Nerius et al. (2007: 108) gemacht wird.

schließlich, wie dies selbst Eisenberg als Vertreter der Autonomie-Hypothese annimmt (Eisenberg 1988). Wird hingegen das Verständnis von Graphemen auf ihre phonologische Repräsentationen verengt, ist es a) fraglich, wieso es den Graphembegriff überhaupt braucht, ist er doch lediglich die visuell-materielle Repräsentation eines Phonems (Günther 1988: 76), b) taugt der Graphembegriff nur für Alphabetschriften (Dürscheid 2006: 130) und c) können für die deutsche Sprache spezifische Phänomene wie die Groß-Kleinschreibung, die Zusammen- oder Getrenntschreibung nur schwer im Rahmen der Graphematik geklärt werden. Konsequenterweise trennen sich an diesem Punkt auch die Positionen, was alles unter den Graphem-Begriff zu fassen sei. Während Neef (2005: 8) und Glück (1987: 23/24) letzten Endes nur diejenigen Einheiten dazu zählen, die phonologische Repräsentationen darstellen, gehören für Dürscheid (2006) auch Elemente dazu, welche sich auf die Größen Silben, Morpheme und syntaktische Phrasen beziehen, und bei Gallmann darüber hinaus auch Elemente, die sich auf Typographisches beziehen (Gallmann 1985: 11). Gallmann spricht allerdings übergreifend nicht von Graphemen, sondern von „graphischen Mitteln“. Er gliedert sie nach formalen Kriterien in Grapheme im engeren Sinne (Buchstaben, Hilfszeichen, Leerzeichen, Ziffern, Sonderzeichen und Diakritika), in lineare Supra-Segmentalia (u. a. Großschreibung, Schriftart, Auszeichnungen) sowie flächige Supragrapheme (u. a. Umrandungen, Einzüge, Zeilenende) (Gallmann 1985: 11); nach funktionalen Kriterien in Grundgrapheme, Ideogramme, Klassifikatoren, Grenzsignale, Satzintentionssignale, Auslassungssignale (Gallmann 1985: 18).

Für die vorliegende Arbeit werden die oben genannten Positionen – v. a. Gallmann (1985), Dürscheid (2006) sowie Eisenberg (2005) – leicht modifiziert zu folgender Definition zusammengezogen⁵:

Grapheme sind die kleinsten strukturellen Einheiten des Schriftsystems, die sich formal wie funktional definieren lassen. Dazu gehören Grapheme im engeren Sinne als Repräsentationen phonologischer Einheiten sowie Grapheme im weiteren Sinne als Repräsentationen silbischer, morphosyntaktischer oder syntaktischer Einheiten (z. B. Spatien, Großschreibung, Interpunktion).

Darüber hinaus wird die Gesamtheit aller für eine Schriftsprache verfügbaren Grapheme als *Grapheminventar* bezeichnet, das Grapheminventar und die Regeln der Kombinatorik zu komplexeren Einheiten (Glück 2000: 3611) bilden das *Schriftsystem* einer Sprache.

Bezogen auf die orthographischen Varianten lässt sich unter dieser Perspektive festhalten, dass Variation schon im graphematischen System angelegt ist und die Orthographie selektiv wirkt.

⁵ Rein typographische Mittel wie Schriftgröße, Schriftauszeichnung u. v. a. m. werden hier im Gegensatz zu Gallmann (1985: 108) ausgeschlossen, da sie im Rahmen dieser Untersuchung nicht relevant sind.